

Landwirtschaftliche Blätter

für

Siebenbürgen.

Organ des Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereines und des Verbandes der Raiffeisenschen Genossenschaften a. G.

Nr. 45.

Hermannstadt, 31. Oktober 1915.

XLIII. Jahrgang.

Diese Blätter erscheinen jeden Sonntag 1 $\frac{1}{2}$ Bogen stark. Für den sachlichen Teil dieser Blätter bestimmte Aufsätze und Mitteilungen sind an die **Oberverwaltung**, für den unterhaltenden Teil bestimmte Zusendungen sind an Rediger **August Schuster** in Hermannstadt zu richten. Manuskripte werden nicht zurückgestellt.

Bezugspreis für Nichtmitglieder ganzjährig 5 K., halbjährig 2 K. 50 h. Mitglieder, bzw. je zwei Teilnehmer des Vereines erhalten das Vereinsorgan unentgeltlich, und wird dasselbe kumulativ an die Ortsvereine geliefert, die die Verteilung zu besorgen haben. — Bezugsgebühren sind an die **Oberverwaltung des Siebenb.-sächsischen Landwirtschaftsvereines** zu senden.

Anzeigenpreis: $\frac{1}{4}$ S. (480 □-cm) 65 K., $\frac{1}{2}$ S. (840 □-cm) 84 K., $\frac{1}{4}$ S. (120 □-cm) 18 K., $\frac{1}{4}$ S. (60 □-cm) 9 K. 50 h., $\frac{1}{16}$ S. (30 □-cm) 5 K., $\frac{1}{16}$ S. (15 □-cm) 3 K.

Bei größeren Aufträgen entsprechender Nachlaß.

Anzeigen und Anzeigengebühren übernimmt der Verleger **B. Kraft** in Hermannstadt und alle Annoncen-Bureaus.

Nachdruck nur nach vorher eingeholter Genehmigung und mit voller Quellenangabe gestattet.

Inhalt: Die Herstellung von Kompotten und Marmeladen ohne Zuckerzusatz. — Die Wasseradern angezeigte Wüchslerute. — Obstzucht. — Ein Mahnwort an unsere sächsischen Landwirte. — Mitteilungen. — Literatur. — Unterhaltendes und Belehrendes. Etwas für Herz und Gemüt: Ein' feste Burg ist unser Gott! (Betrachtung). — Aus dem Leben für das Leben: In eigener Sache. Aus der Schriftleitungsstube. — Am Familientisch: Soldatenabschied. Emanuel Geibel! Ein Besuch in Belgrad. Kriegsallerlei. — Wochenschau. — Bäckerhag für das sächsische Dorf. — Inserate.

Die Herstellung von Kompotten und Marmeladen ohne Zuckerzusatz.

Von Dr. Heinrich Eretina, Leitmeritz.

(Schluß.)

Auf die ähnliche Art lassen sich auch die Quitten, deren pikante Erzeugnisse namentlich in den südlichen Ländern sehr beliebt sind, konservieren. Nur pflegt man dieselben, weil sie schwer weich kochen, in kleine Schnitzel zu zerteilen, gibt sie in einen mit Wasser gefüllten Topf und läßt sie bei einer Temperatur von ungefähr 90—95 Grad C solange erhitzen, bis sie die erforderliche Weichheit erlangt haben. Am besten überzeugt man sich hiervon mit einer Stricknadel, mit welcher man die Fruchtstücke aufspießt und damit ein wenig schleudert. Fallen die Früchte dabei ab, so muß das Kochen eingestellt werden. Im übrigen ist das Behandeln der Quitten ähnlich jenem der Äpfel und Birnen, nur pflegt man bei der Fertigstellung der Quitten einen größeren Zuckerzusatz zu verwenden. Bemerkte sei noch, daß die Quitten bei langsam ansteigender Hitze und andauerndem Kochen eine rötliche Farbe annehmen. Im übrigen besitzen diese Eigenschaft auch einige Birnensorten, wie u. a. die Sorten General Totleben und die Baronsbirne.

Auch die Ebereschen, vor allem die süßfrüchtige Mährische werden konserviert. Die Früchte kommen ins Wasser und werden hier etwa 10 Stunden, besser gesagt, kurz bevor sie anfangen einigermaßen einzuschlumpfen, halbweich vorgekocht und alsdann gleich in das Einsiedelglas getan, mit dem Vorkochwasser übergossen und sterilisiert. Bei nachheriger Zuckerzugabe muß man mit Rücksicht auf den geringen Zuckergehalt der Ebereschen ein größeres Quantum von Zucker hinzufügen als bei den früher besprochenen Früchten.

Ebenso können die Marmeladen hier genannter Früchte ohne jeglichem Zuckerzusatz auf die Dauer aufbewahrt werden. Zur Herstellung der Zwetschenmarmelade im kleinen werden die vollkommen reifen Früchte entsteint, in einen mit wenig Wasser versehenen Tiegel gegeben und unter öfterem Rühren eingekocht u. zw. soweit, daß der Rührlöffel, aufrecht in die Masse gestellt, stehen bleibt. Im Großbetrieb werden die ganzen Zwetschen in den Kessel geschüttet, zercocht und dann der Brei durch die Passiermaschine oder ein Sieb geleitet, in denen er entsteint wird. Der Fruchtbrei wird in einem mit in steter Bewegung gehaltenem Rührwerk versehenem Kessel auf die entsprechende Konsistenz eingedickt. Birnen, Äpfel, Quitten und noch mehr aber die Eberesche haben gegenüber der Zwetschen als Marmelade eine unterge-

ordnete Bedeutung; sie kommen häufig erst dann zu ihrer Geltung, wenn es an Zwetschen mangelt. Die Marmeladen darf man nicht ganz heiß, auch nicht kalt, in die Aufbewahrungsgefäße füllen. Nicht heiß deshalb, weil sie eine bräunliche Farbe annehmen. Werden sie dagegen kalt in die Gläser getan, so büssen sie ihre Sterilisationskraft ein. An den Wänden der Gläser befinden sich bekanntlich Krankheitskeime, welche von der heißen Masse, also in unserem Falle von der Marmelade, abgetötet werden. Überdies bildet die heiß eingefüllte Marmelade eine schöne glatte Kruste, die das Einwandern von schädlichen Kleinlebewesen in das Innere der Masse verhindert und so eine Art schützende Decke bildet. Diese erforderliche Kruste entsteht jedoch nicht, wenn die Marmelade in kaltem Zustande in die Gefäße gebracht wird. Im allgemeinen wird man die Marmelade weder heiß noch kalt, sondern bei ungefähr 60—70 Grad Wärme einfüllen.

Infolge des niederen Zuckergehaltes der Marmelade ist es angezeigt dieselbe zu sterilisieren, um sie auf die Dauer haltbar zu machen. Hat man später die erforderliche Menge an Zucker, so gibt man die halb fertige Marmelade in einen Tiegel und erhitzt sie hier vorsichtig, um ein Anbrennen derselben zu verhüten. Je nach Geschmack wird ungefähr $\frac{1}{3}$ — $\frac{1}{2}$ kg gestoßener Zucker hinzugefügt; sobald dieser sich aufgelöst hat und ordentlich verrührt wurde, kann die Marmelade als fertig betrachtet werden. Nach dem Einfüllen in die Gläser wird sie sicherheitsshalber noch einmal sterilisiert.

Im Anschlusse hieran sei noch mitgeteilt, daß an Stelle des Rübenzuckers der billigere Stärkezucker bzw. Stärke Sirup zu den im Haushalte erzeugten Kompotten und Marmeladen verwendet werden kann. Freilich hat man auch damit zu rechnen, daß der Stärke Sirup gegenüber dem Rübenzucker weniger an Süßkraft besitzt. Vom ersteren muß daher etwas mehr genommen werden, um die gleiche Süßkraft wie beim Rübenzucker zu erhalten.

Der Stärke- oder, wie ihn die Konserfabrikanten nennen, Kapillarsirup, wird häufig nicht nur des Preisunterschiedes wegen angewendet, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Es dürfte wohl bekannt sein, daß Marmeladen, aber auch stark zuckerhaltige Kompotten an irgendeiner Stelle ein körniges Aussehen erhalten, welche Eigenschaft mehr noch beim Genuß des Erzeugnisses auffällt, indem es sich sandig im Munde anfühlt. Diese tatsächlich festen Körperchen sind Kristalle des Zuckers, die sich an einer Stelle gebildet haben. Auf Kosten dieser zwar kleinen aber zahlreichen Zuckerkristalle ist die übrige Partie des Inhaltes zuckerärmer geworden, wodurch etwaige in ihr befindlichen Kleinlebewesen zur Tätigkeit angeregt werden, so daß die Kompotte oder Marmeladen

Beichnet Kriegsanzleihe!

leicht verderben können. Die Marmeladen können natürlich um so leichter verderben, da sie — wie es bei den meisten der Fall ist — nicht sterilisiert worden sind. Das Auskristallisieren des Zuckers kann durch Zugabe einer solchen Zuckerart verhütet werden, welche schwer zum Kristallisieren kommt. Diese hat man in diesem bereits erwähnten, mehlig süß schmeckenden Stärkesirup gefunden. Kann derselbe nun zu den im Haushalte bereiteten Einmachfrüchten in beliebig großer Menge hinzugesetzt werden, so muß bei den Marmeladen insofern keine Vorsicht beobachtet werden, als ein Zubiel von Stärkesirup die Marmelade beim Erhitzen flüssig macht,



so daß sie bei ihrer Verwendung aus dem Backwerk, Buchteln, Krapfen, Omeletten zc. herausfließt. Zu dreiviertel Teilen Zucker einviertel Teil Kapillarsirup zugefetzt, dürfte das Höchstquantum an Stärkesirup für oben genannte Zwecke darstellen.

Die Wasseradern anzeigende Wünschelrute.

Der kön. ung. Oberforststrat Johann Biró erzählt in der »Mezőgazdasági Szemle« folgendes Erlebnis:

„Im Herbst 1912 besuchte ich in Weidangelegenheiten die Gemeinde Tenlegörbed im Biharar Komitat. Bei dieser Gelegenheit suchte ich auch einen alten Schulkameraden, einen Forstmeister namens Marosi, auf, der mir erzählte, die bischöfliche Gutsverwaltung habe, um in der Nähe eine Wasserader zu suchen, den Brunnenmeister W. Meyer aus Kiel mit seiner Wünschelrute kommen lassen.

Der Brunnenmeister, der bei Marosi wohnte, fand tatsächlich eine reiche Wasserader, die aber, da unvorsichtigerweise tiefer als er angegeben hatte, gegraben wurde, wieder verschwand. Marosi benützte die gute Gelegenheit und ließ Meyer auch in seinem Hof nach Wasser suchen. Natürlich verfolgte die ganze Familie den Versuch mit lebhaftem Interesse und die Bewunderung war nicht gering, als Meyer nach längerem Hin- und Hergehen den Ort bestimmte, wo gegraben werden sollte und zugleich den Verlauf der Wasserader, die gerade unter dem Speisezimmer des Hauses hinlief, genau bezeichnete. Der an der angegebenen Stelle sogleich gegrabene Brunnen gibt reichliches und gutes Wasser.

Noch größer war aber die Verblüffung des Brunnenmeisters selbst, als Frau Marosi die Wünschelrute aus bloßer Neugierde in die Hand nahm und diese bei ihr plötzlich — sie standen noch an der soeben von ihm als wasserreich bezeichneten Stelle — sich noch viel lebhafter zu drehen begann, als bei ihm. Er schenkte die Rute der Dame und ich war ganz starr vor Staunen, als ich sie dort im Speisesaal in ihrer Hand sich lustig drehen sah. Die Rute ist eine aus 3 mm dickem, versilbertem Draht oder Alpaka hergestellte zweizinkige Gabel, deren Zinken 27 cm lang sind. Im übrigen ist es nebensächlich, woraus sie gefertigt ist, eine aus frischen Weidenruten hergestellte tut in der richtigen Hand dieselben Dienste.

Vor dem Gebrauch biegt Frau Marosi — wie es auf nebenstehendem Bilde ersichtlich ist — die beiden Zinken der Gabel ein wenig nach außen, damit sie sich leichter um ihre Achse drehen können, und hält sie dann wie eine Feder zwischen Mittel und Goldfinger. Dann ballt sie die Hand zur Faust und dreht die Handfläche aufwärts, so daß der Daumen nach auswärts steht, wodurch die Gabel wagerecht und lose zu liegen kommt. Diese vorschrittmäßige Haltung ist aber bei Frau Marosi nicht wichtig, wie auch das nicht — worauf der Brunnenmeister besonderes Gewicht legte — daß die aus der Hand ein paar Zentimeter hervorstehende Enden der Gabel in der Höhlung zwischen Daumen und Zeigefinger an die Hand gut angepreßt werden, denn die Gabel dreht sich bei ihr auch, wenn sie sie gar nicht in die Hand nimmt, sondern nur die beiden Enden der auseinanderstehenden Zinken lotrecht zwischen ihre beiden Handflächen preßt.

Ich war begierig zu erfahren, ob die Wünschelrute sich auf der Brücke über einem Fluß auch drehen würde und so fuhren wir zur schwarzen Brücke. Etwa 100 Schritte vom Fluß stiegen wir ab. Frau Marosi nahm die Alpagagabel in die Hand und ging so langsam dem Fluß zu. Auf einmal begann die Gabel sich um ihre Achse zu drehen und drehte sich von da an ziemlich gleichmäßig, doch in der Nähe des Flußwirbels noch etwas schneller bis zur Brücke, auf dieser und auf der anderen Seite bis zu einem bestimmten Punkt, wo die Drehung plötzlich aufhörte, d. h. auf dem Rückwege an derselben Stelle gleich wieder mit derselben Stärke einsetzte. Als ich nachher die Entfernungen abmaß, waren es auf der einen Seite des Flusses 51, auf der anderen 54 m.

Später bestimmte Frau Marosi auf Bitte der Gemeindevorsteherin von Tenlegörbed auf der Hutweide drei Punkte, wo nach Angabe der Wünschelrute Wasser zu finden wäre. Beim Aufsuchen der Wasserader verfährt Frau Marosi folgendermaßen: Zuerst geht sie auf dem Gebiet, wo ein Brunnen nötig ist, mit der Wünschelrute hin und her und bezeichnet den Ort, wo sie sich zu drehen beginnt. Von hier, als dem Mittelpunkt weitergehend, sucht sie die Richtung in der sich die Rute weiterdreht, und geht in dieser Richtung solange, bis die Drehung aufhört. Dann überprüft sie, an mehreren Stellen quer über die erste Linie gehend, die Richtigkeit ihrer Angaben. Der Brunnen kann in der angegebenen Linie wo immer gegraben werden.

Wie tief die Wasserader unter der Oberfläche liegt, weiß Frau Marosi nicht, hat auch nicht versucht, dies festzustellen.

Das Wunderbarste sah ich aber erst nachher. Frau Marosi legte die aus starkem Alpagadraht bestehende und starr genug auseinanderstehende Gabel so zwischen ihre senkrecht gehaltenen zwei Handflächen, daß die Zinken nur mit ihren Enden die Handflächen berührten und siehe, die auf diese Art mit ihrer Spitze

nach unten hängende, also nicht in schwankendem Zustande gehaltene Gabel begann sich auch sogleich lustig um ihre Achse zu drehen. Wovon wohl? Sicher nicht von dem Zucken der Handmuskeln, denn sie hatte ja die Gabel gar nicht angefaßt! Und sie drehte sich mit einer solchen Gewalt, daß ich, obwohl ich die beiden Enden der Gabel mit voller Kraft erfaßte, doch nicht imstande war, die Drehung zum Stillstand zu bringen. Als wir diesen Versuch mit einer Weidenrutengabel wiederholten, konnte ich wohl die Gabel so weit festhalten, daß die beiden Enden sich nicht mehr drehten, aber die übrigen Teile der Gabel drehten sich weiter, und zwar mit einer Kraft, daß die beiden sich zusammenschürten.

Was ich da erzählt habe, ist kein Schwindel, sondern die reine Wahrheit, wenn ich es aber nicht selbst miterlebt hätte, würde ich es nicht glauben und das folgende erst recht nicht! Ich führte den Versuch nämlich weiter aus, um die Kraftentfaltung der Wünschelrute genau bestimmen zu können. Ich band daher an die Spitze der Alpakagabel ein Gewicht von $\frac{1}{2}$ kg und siehe, die Gabel drehte sich in Frau Marosis Hand lustig weiter, ja, die geheimnisvolle Kraft hob sogar ein Gewicht von 1 kg in die Höhe und fiel, nach Erreichung des Höhepunktes auf der anderen Seite der Gabel wieder hinab um vom tiefsten Punkt aus gleich wieder in die Höhe zu steigen! Mit einem Wort, die Gabel drehte sich auch mit der Belastung durch 1 kg. Weiter konnten wir den Versuch nicht fortsetzen, da die mit dem schweren Gewicht sich drehende Gabel Frau Marosi so schmerzte, daß sie sie nicht mehr halten konnte.

Diese Art des Wasserfahrens ist in Deutschland schon sehr verbreitet. Vielleicht versucht auch bei uns der eine oder der andere sein Glück mit der Wünschelrute. Ich bitte mich bei erfolgreichen Versuchen zu verständigen, möglicherweise kann ich die eigenartige Gabe nutzbringend verwenden."

Wir bemerken zu dieser Erzählung, daß Herr Oberforstrat Biro dem Ackerbauministerium zugeteilt und Referent für alle auf die Weidenverbesserungen in Siebenbürgen bezüglichen Angelegenheiten ist. Er ist der Schriftleitung und gewiß auch manchem der Leser persönlich bekannt.

Obstzucht.

(Vom Fusilladium und anderem.)

Die allgemein, auch in ausländischen Fachblättern stets wiederkehrende Klage über das Fusilladium läßt annehmen, daß auch die Leser dieses Blattes diese den Obstzüchter viel ärgernde Krankheit kennen. Es sind das die schwarzen Flecken, die auf den Äpfeln schon frühzeitig am Baume sich zeigen, mit dem Apfel mitwachsend und größer werden, ihn bis auf sein Lager im Keller begleiten und natürlich sein Aussehen und seinen Wert ungemein beeinträchtigen, ja ein rasches Faulen verursachen. Zu beachten ist, daß gewisse Sorten sehr stark und in jedem Jahre von diesem Pilz befallen werden. Dahin gehört leider in erster Reihe unser Batull. Neuere Sorten leiden weniger und gar nicht darunter. Man ist infolge dieser Erscheinung der Ansicht, daß ältere heimische Sorten (Batull) durch — ich möchte sagen — bald hundert Jahre dauernde Inzucht altersschwach geworden und daher verschiedene Krankheiten, also auch dem Fusilladium mehr unterworfen und zugänglich sind, als neue, aus anderen Boden- und fremden klimatischen Verhältnissen entsprossenen Sorten.

Als Heilmittel gegen das Fusilladium wird die zwei- bis dreimalige Bespritzung der Bäume im Frühjahr mit Kupferkalkbrühe angeraten. Wer aber, wie ich, mehrere hundert große, 30 bis 40 jährige Bäume hat und das Schwierige und Kostspielige dieser Arbeit kennt, entschließt sich nur schwer dazu und greift lieber zu einem anderen Mittel, das ihm mit weniger Mühe und Kosten einen sichereren und lohnenderen Ertrag verschafft. Er pflanzte die dem Fusilladium unterworfenen Bäume mit erprobten, fusilladiumfreien Sorten um.

Diesen Vorgang habe ich erprobt und — unter anderen — von etwa 40 alten Batulläpfelbäumen die Hälfte, also etwa 20 Stück mit nach und nach vor drei, zwei und einem Jahre mit mir bekannten guten, bei mir fusilladiumfreien Sorten umgepflanzt. Die 3 jährigen Bepflanzungen tragen heuer schon ziemlich. Der Zeitverlust wird durch reiches Tragen der verjüngten Baumkronen vielfach ersetzt.

Und nun kommt eine Überraschung. Vorausgeschickt, daß seit etwa 15 bis 20 Jahren das Fusilladium unausgesetzt meine Batulläpfelbäume befallen und die Ernte an Batulläpfeln immer kleiner und fleckiger, also minderwertiger gestaltet hat, — habe ich die höchst erfreuliche Beobachtung heuer gemacht, daß alle nicht umgepflanzten, aber zum größeren Teile im Laufe der letzten Jahre stark verjüngten (zurückgeschrittenen) Batulläpfelbäume reich, ja sehr reich tragen und vollkommen frei von Fusilladium sind. — Es ist ein Vergnügen die schönen, fleckenreinen, gut entwickelten Batulläpfel in reichem Segen an den Bäumen hängen zu sehen.

Was ist nun die Ursache dieser günstigen Wandlung? Der Winter war normal, nicht streng. Das Frühjahr zeigte reichen Knospenansatz, der sich bis Anfang Mai zu einem reichen Blütenfior entwickelte. Dann trat in einer Nacht — ich glaube es war vom 11. auf den 12. Mai — bei schwachem Frost ein ungewöhnlicher Nebel auf, der weit und breit viele Blüten und Hoffnungen zerstörte. Am meisten litten: Kirschen, Zwetschen und Äpfel. Birnen sind reichlich, stellenweise überreich geblieben. Mein Garten hat eine etwas geschützte Lage. So sind auch Äpfel geblieben. Darunter die Batulläpfelbäume ausnahmslos volltragend und reine Früchte.

Das spätere Frühjahr und der Sommer haben hier reichliche Niederschläge gebracht, was zur schönen Entwicklung der Früchte gewiß viel beigetragen hat.

Nach meinen Erfahrungen und Beobachtungen hatte ich den Batulläpfel schon zu den an Greisenhaftigkeit absterbenden Sorten gezählt und mit Behmut von dieser herrlichen Sorte Abschied genommen. Was ich heuer sehe und beobachte, erfreut mich und läßt die Hoffnung, ihn noch lange zu genießen, nicht ersterben.

In meinem fest an den Obstgarten anstoßenden Weingarten zeigt sich heuer keine Peronospora. Und in den zwei letzten Jahren hatten meine Stöcke trotz dreimaligem Spritzen gräßlich darunter zu leiden. Niedergelegt wurden die Stöcke im Herbst in einer ganz erbärmlichen Verfassung infolge der Peronosporaplage. Auferstanden sind sie heuer gesund und frei vom Pilz.

Wer erklärt auch diese Erscheinung?

Der Traubenansatz ist mittelmäßig, die Trauben selbst von seltener Größe und Schönheit.

D.

Ein Mahnwort an unsere sächsischen Landwirte.

Der unserem Vaterlande von seinen verruchten Feinden aufgezwungene Krieg erfordert für unsere tapfere, siegreiche Armee, in der auch Euer heldenmütigen Söhne kämpfen, außer den Opfern an Blut auch ungeheure Opfer an Geld. Es ist daher in beiden Teilen der österr.-ung. Monarchie der Aufruf ergangen, Kriegsanleihen zu zeichnen, damit wir die für unsere tapferen Heere erforderlichen Kriegsmaterialien und notwendigen Lebensmittel beschaffen helfen.

Da nun gerade das heurige Jahr Euer, von unseren tapferen Heeren vor feindlicher Verwüstung geschützten Acker mit reichlichem Segen bedacht hat und Ihr für alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse unerwartet hohe Preise einheimt, ist es auch vorzüglich Euer Pflicht, einen Teil dieses Einkommens dem Vaterlande zu geben. Ich sage nicht zu opfern, denn Ihr bringt ja damit kein Opfer, sondern Ihr leget Euer Geld zu höheren Interessen an, als in Eueren Kassen und auch sicherer, denn einmal zahlt Ihr für je 100 K, für die Euch der Staat eine Schuldverschreibung gibt,

höchstens 97 K 40 h bar ein und der Staat zahlt Euch die Zinsen halbjährig ohne irgend welchen Steuerstempel- oder Gebührenabzug und dann aber bietet ja der Staat wohl mehr Sicherheit, als irgendeine Kasse.

Zeichnet daher Kriegsanleihe!

Neben dieser Aufforderung möchte ich aber auch ein ernstes Mahnwort an Euch richten und ich glaube meine mehr als 40jährige Praxis gibt mir die volle Berechtigung dazu. Dieses ernste Mahnwort ist aber folgendes: Drecht einmal gänzlich mit Euerer alten Gewohnheit, Euerer oft in schwerer Arbeit zusammengebrachten Ersparnisse gegen schlechte Schuldscheine auszuleihen und in den meisten Fällen auszuleihen an Mitglieder anderer Nationen, die sich oft keine Gewissensstrupel darüber machen, Euch nicht nur um die versprochenen Zinsen, sondern oft auch um das ganze Kapital zu bringen. Lasset Euch nicht dadurch zu unsicherem Geldausleihen verführen, daß Euch die Schuldner außer den im Schuldscheine bedungenen Geldzinsen etwa noch Naturalleistungen, oder das gesetzliche Maß übersteigende Zinsen versprochen, denn nur zu oft büßt Ihr bei solchen Schuldnern Zinsen und Kapital ein, da diese durch ihr Versprechen, außergewöhnlich hohe Zinsen zu zahlen, nur darauf spekulieren, Euer Kapital in die Hände zu bekommen. Wenn Ihr nun aber Euer Geld schon auf Zinsen an Private ausleihen wollt, geht zu einem rechtskundigen Menschen und laßt Euch von dem einen gültigen Schuldschein ausstellen und womöglich sicherstellen, nicht geht aber zu einem Winkelschreiber, der in den meisten Fällen von diesen Sachen nichts versteht und wenn er etwas versteht, dieses sein Können vielleicht gerade zu Euerem Schaden und zum Vorteile des Schuldners, der ihn für die Ausstellung der Urkunde bezahlt, ausnützt.

Habt Ihr daher überflüssiges Kapital, so legt es in Eueren Raiffeisenkassen oder in den städtischen sächsischen Geldinstituten an, dort ist es nicht nur sicherer angelegt, wie bei Privatschuldnern, sondern Ihr fördert damit auch ein völkisches Interesse, indem Ihr den sächsischen Geldinstituten Mittel an die Hand gebet, Euerer sächsischen Interessen: Unterstützung von Schulen und Kirchen und landwirtschaftlichen Einrichtungen, zu fördern.

Wollet Ihr also, wegen der Gebundenheit Euerer Kapitalien auf einige Jahre, Kriegsanleihen selbst nicht zeichnen, so leget Euerer Kapitalien bei unseren sächsischen Geldinstituten an und ermöglicht es denen, möglichst viel Kriegsanleihen zu zeichnen, die ja dem edlen Zwecke dienen sollen, unser geliebtes, schönes Vaterland vor dem Eindringen der Feinde in dasselbe und vor Verwüstung durch die Feinde zu schützen.

Daher nochmals meine Mahnung an Euch, liebe sächsische Landwirte, leget in Zukunft Euerer Ersparnisse nicht bei Privaten, sondern bei unseren sächsischen Geldinstituten an, jetzt aber —

Zeichnet Kriegsanleihe!

J. Zites, Rechtsanwalt

Mitteilungen.

Einladung

zu der Sonntag den 7. November l. J. $\frac{1}{2}$ 3 Uhr nachmittags in Radesch stattfindenden Vollversammlung des Elisabethstädter landwirtschaftlichen Bezirksvereines.

Tagesordnung:

1. Rechnungslegung über das abgelaufene Vereinsjahr.
2. Vortrag des Wanderlehrers R. Roth über „Unsere Landwirtschaft im Krieg“.
3. Vortrag über die Kriegsanleihe.
4. Wünsche und Anträge.

Bezirksverwaltung
des Siebenb.-sächs. Landwirtschaftsvereines in Elisabethstadt.

Kein Schwefelkohlenstoff mehr.

Infolge des Kriegszustandes können die Fabriken keinen Schwefel mehr beschaffen, so daß sie die Herstellung von Schwefelkohlenstoff eingestellt haben. Das Gesamtausmaß der Weingartenanlagen Ungarns beträgt 554.000 Joch, 135.000 Joch davon sind auf nicht immunem Boden mit direkt tragenden europäischen Weinreben bepflanzt, die nur durch alljährliche Behandlung mit Schwefelkohlenstoff gegen die Angriffe durch die Reblaus geschützt werden können. Diese Weingärten sind daher dem Untergange preisgegeben. Zum Glück zeigen sich die Verheerungen, die die Reblaus anrichtet, nicht sofort in ihrem ganzen Umfang. In gutem Stande befindliche Weingärten auf gebundeneren Böden, die das Wasser länger halten, widerstehen länger als solche auf leichten Böden. Auch sind die letzten meist feuchten Jahre der Vermehrung der Reblaus nicht günstig gewesen. Es ist daher zu hoffen, daß ein großer Teil der betreffenden Weingärten wenigstens ein Jahr hindurch die Unterlassung der Behandlung mit Schwefelkohlenstoff ertragen wird, ohne einen allzugroßen Schaden zu erleiden.

Ararische Pferde.

Die Kommandanten der Husaren- und Artillerieregimenter sind angewiesen worden, Landwirten zur Durchführung der Herbstbestellungsarbeiten, soweit es die militärischen Erfordernisse erlauben, Pferde leihweise zur Verfügung zu stellen. Die Pferde müssen auf Verlangen innerhalb 24 Stunden zurückgestellt werden.

Höchstpreise für Hanf.

Durch eine neue Regierungsverordnung sind auch für Hanf Höchstpreise festgestellt worden, u. zw. (die Preise verstehen sich immer für 100 kg): für erstklassigen gerösteten und geschwungenen Hanf, der nicht mehr als 5% Abfälle enthält, 380 K, für zweitklassigen gerösteten und geschwungenen Hanf 350 K, für erstklassiges geschwungenes Berg 310 K, für erstklassigen ungerösteten Hanf 310 K, für gerösteten Bauernhanf, der nicht mehr als 10% Abfälle enthält, 300 K, für erstklassiges ungeröstetes geschwungenes Berg 220 K.

Höchstpreis für Schafwolle.

Durch eine am 15. Oktober in Geltung getretene Regierungsverordnung ist der Höchstpreis für ungewaschene Schafwolle festgestellt worden. Es kostet demnach Wolle von Cigajaschafen 9 K 50 h, von Patelschafen 7 K 50 h für 100 kg. Für vom getöteten Schaf geschorene Wolle wird ein geringerer Preis gezahlt.

Kriegsanleihe.

Die Oberverwaltung hat von der dritten ungarischen Kriegsanleihe 20.000 K gezeichnet. Mit den früher gezeichneten Beträgen beläuft sich ihr Gesamtbesitz an Kriegsanleihe auf 40.000 K. Bei der Bodenkreditanstalt sind bisher schon über 2 Millionen Kronen gezeichnet worden.

Berläufige, von der Oberverwaltung herausgegebene Fachschriften.

M. Ambrosi, Die amerikanische Rebe 1 K 50 h; M. Ambrosi, Der praktische Weinbauer 1 K; J. Bredt, Merkbüchlein für Baumwärter 60 h; J. Schöpp, Ratgeber in Steuerangelegenheiten 1 K; G. Brandtsch, Kellerwirtschaft 50 h; M. Englisch, Die Anwendung künstlicher Düngemittel 50 h; Johanna Graeser, Sparfame Küche 10 h; Joh. Schöpp, Staatliche Unterstützungen aus Anlaß des Weltkrieges 15 h. Der Kaufpreis ist in Briefmarken im vorhinein einzusenden, dazu noch 10 h Porto.

Literatur.

Niederbuch für die siebenbürgisch-sächsischen Hochschüler. Die zweite Auflage dieser beliebten Niedersammlung sollte im Sommer 1914 erscheinen, durch den Kriegsausbruch wurde die Ausgabe verzögert. Da sich aber in letzter Zeit wieder Nachfrage einstellte, wurde jetzt eine Kriegsausgabe in Leinwand broschiert ausgegeben. Sie enthält 170 Lieder und ist zu 80 h in allen Buchhandlungen zu haben. Das Büchlein kann allen Freunden des Gesanges empfohlen werden.

Unterhaltendes und Belehrendes.

Etwas für Herz und Gemüt.

Seid eins, so donnert seinen Segen
Der Herr der Herrn vom Himmel drein,
Und sprechen mögt ihr allerwegen:
„Sie deutsches Schwert! So soll es sein!“

Emanuel Geibel.

Ein' feste Burg ist unser Gott!

Zum zweiten Male feiern wir in diesem gewaltigen Kriege das Reformationsfest und gedenken mit Dankbarkeit des kernfesten deutschen Bauernsohnes, an dessen Namen und dessen Werke sich die Erneuerung des evangelischen Lebens, der evangelischen Kirche knüpft. Aus dem gesunden Landvolke geboren, war Martin Luther ein echter Deutscher, der es ernst nahm mit der Welt um sich und in sich.

Er fragte sich in gesegneten Augenblicken oft mitten in jugendlicher Fröhlichkeit: Woher? Wohin? und wurde still.

Der gewaltige Gedanke erfüllte ihn schon in knabenhaftem Alter mitunter mit packender Macht: Was muß ich tun, daß ich selig werde?

Und mit seiner gesunden Art, die nicht nachließ im Forschen und Prüfen, im Wachen und Beten fand er auch die Antwort! Gott fürchten und lieben in Jesu Gewalt! An Gott, den himmlischen Vater glauben, auf ihn vertrauen mit ganzem Herzen in aller Not und Gefahr, in allem Glück und aller Freude!

Und so rang sich der Jüngling hindurch durch die Welt mit ihrer Lust, durch die Wertgerechtigkeit des Mönchstums mit seinen Kasteiungen und geregelten Buhübungen zur Freiheit eines Christenmenschen, der sich um des Heilands willen durch den Glauben als ein Herr über alle Dinge fühlt und wieder um des Heilands willen durch die Liebe als ein Diener aller Dinge weiß. Aus solcher Erkenntnis heraus hat er das schöne, urkräftige, ja stärkste evangelische Glaubenslied gedichtet: Ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen! Wie Glodenton, der die Welt aufweckt aus nüchternen Alltagsgedanken, hält dieses Lied durch die Jahrhunderte und erhebt die Geister zu Gott dem himmlischen Vater.

Was hat der einfache Mönch, der bescheidene Bauernsohn nicht alles getan gegen eine Welt von Feinden, weil in ihm das Gewissen lebendig war, weil ihn die Frage nach der ewigen Seligkeit vorwärts und himmelan trieb.

Sein ganzes Dasein war ein Kampf gegen die Sünde in der eigenen Brust und in der Welt um ihn, in diesem Kampf hat er ausgeharrt wie ein treuer Krieger auch auf dem gefährlichsten Posten, ist die Straße nach Worms gezogen vor Kaiser und Reich und vor des Papstes Gesandten „und wenn die Welt voll Teufel wär“. „Ich stehe hier, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!“ bekannte er in der großen Stunde, wo es seine Seligkeit in der ärgsten Prüfung zu behaupten galt.

Und das ganze deutsche Volk ringt heute gleich seinem Martin Luther um die Freiheit des Lebens und der Seele gegen einen Ring riesenstarker Gegner.

Mit herrlichem Vertrauen auf Gottes Hilfe zogen die deutschen Krieger in den entsetzlichen Kampf hinaus, wo die Kugeln regnen, die Geschütze donnern und Sommers Blut wie Winters Kälte Leib und Seele zermürben wollen, wo Millionenheere tage-, wochen-, monate- ja jahrelang gegeneinander streiten im Osten und Westen, im Norden und Süden.

„Ein' feste Burg ist unser Gott“ haben sie mehr als einmal gesungen und zugleich mit ihnen auch die katholischen Brüder.

Im Gottvertrauen, wie es aus Luthers starkem und schönem Glaubensliede spricht, haben sich die deutschen Krieger im Kampf draußen gefunden. Im Gottvertrauen mögen sie auch weiter ringen und streiten gen Not und Tod!

Und Luthers Geist, der die Quelle zum tatfrohen, kampfbewegten Leben im Evangelium fand, mag uns alle geleiten als einer der treuesten und deutschen Führer, auf daß wir nicht verzagen, denn „ein' feste Burg ist unser Gott, ein' gute Wehr und Waffen.“

Aus dem Leben für das Leben.

In eigener Sache.

Eine warme Freundin der Bauern hat „mit Erstaunen und mit Empörung“ wahrgenommen, daß der Aufsatz „Schäbige Feinde“ in Nr. 40 der Landwirtschaftlichen Blätter veröffentlicht worden ist. Damit säe man Haß, an dem schon genug vorhanden sei. Statt dessen solle man lieber von den bewundernswerten deutschen Wohlfahrtseinrichtungen berichten oder auch von anständig gesinnten Äußerungen unserer Feinde uff. Die warme Freundin des Bauern fürchtet, daß der 10. Oktober, an dem unser Lesekreis die „Landw. Blätter“ gelesen, nicht mit sehr erhobenen und schönen Gedanken und Gefühlen zugebracht worden ist, die für die ganze Woche reichen.

Nun zur Antwort!

Es mag ja auch „kalte“ Freunde unseres Bauern geben, aber ob warm oder kalt, jeder Freund unseres Bauern wird wünschen, daß auch er unsere Feinde kennen lerne. Nicht die Franzosen z. B. sind unsere Feinde, die innerhalb ihrer vier Zimmerwände den Deutschen schließlich auch als Menschen gelten lassen, sondern jene, die seit Jahrzehnten planmäßig den Deutschenhaß geschürt, die Rachege Gedanken für Elsaß-Lothringen genährt haben. Gerne veröffentlichten wir für den Deutschen günstige Urteile aus französischer Quelle, wenn uns solche vor die Augen kämen. Weil das aber leider kaum der Fall ist, sondern vielmehr das Gegenteil, muß um der Wahrheit willen gesagt werden: Seht, solch unerhörte Dinge sind bei unseren Feinden möglich!

Und wenn auch unser Bauer das erfährt, dann weiß er, warum dieser Krieg entstehen mußte und warum er noch weiter dauert.

Sind unsere Feinde imstande ein derartiges Benehmen zu ertragen, ja zu billigen, dann ist das der schlagendste Beweis dafür, daß sie uns wahrhaftig „vernichten“ wollen, wie sie das nicht einmal, sondern zahllose Male zu Beginn dieses furchtbaren Krieges verkündet haben, um den Haß gegen die Deutschen zur Siebehitze zu entflammen!

Unsere Landbevölkerung ist zweifellos von einer derberen Gesundheit und einer gefunderen Derbheit, als die zartbefaltete, empfindsame Stadtbevölkerung.

Wenn reichsdeutsche Familienblätter, Wochenschriften uff. — wie es scheint — mit gutem Vorbedacht die Finger auf die wunden Stellen im Seelenleben unserer Feinde legen und solche Beispiele, wie wir sie brachten, trotz ihrer Widerlichkeit kundtun, so wollen sie damit z. B. die Achtung vor der französischen Ritterlichkeit, die noch so manchem Deutschen in den Knochen steckt, auf ein gehöriges Maß herabschrauben.

Und was einem reichsdeutschen Familienblatt in dieser wahrlich nicht zimperlichen, sondern „eisernen“ Zeit recht ist, darf auch schließlich einem siebenbürgischen Wochenblatt billig sein. Wir stecken noch jetzt mitten im Krieg drin, und der ist leider so gräßlich, daß Menschen durch ihn getötet werden. Rindliche Naturen haben auch an den deutschen Kaiser schon angeblich Briefe geschrieben, daß er dem Morden Einhalt gebieten solle, da es Zeit dazu sei.

Der deutsche Kaiser kann aber nicht Frieden machen, wenn der Feind hinter der Front so maßlos schäbig gegen uns heßt und selbst die Wissenschaft dazu benützt, um Haß und Abscheu zu säen. Diesen Feind muß man in seinen Absichten entlarven.

Darum auch unser Aufsatz von den schädigen Feinden, der deshalb auch nicht nach Rosenwasser und Nelken duftet.

Unsere Landbevölkerung ist aber viel zu gesund und viel zu weit von Frankreich entfernt, um nun vielleicht durch einen solchen Aufsatz gewissermaßen in Explosionsgefahr zu geraten.

Dafür aber wird gewiß kein Haß, sondern eine Art von Mitleid, von Bedauern, vielleicht auch von zorniger Verachtung in unseren Herzen aufwachsen, die gegenüber dem Erbfeind der Deutschen viel eher am Platz ist, als etwa liebedienerische Verehrung und Bewunderung, von der wir übergenug besaßen.

Und nun noch eine kleine Bemerkung zum französischen Schimpfwort *boches*!

Aus der Schriftleitungsstube.

Über die Sonntagsarbeit und über Lebensmittelwucher auf dem Lande schreibt ein warmführender Volksfreund aus einer stattlichen Gemeinde. Da heißt es, daß eine Bäuerin, die Frau eines eingerückten Reservisten, mit einem ernstern Vorwurf auf eine Verlautbarung in unseren „Landw. Blättern“ betreffend die Arbeit am Sonntag hingewiesen habe.

Gegen diesen Vorwurf müssen einige aufklärende Bemerkungen gemacht werden. In unseren Blättern ist die Sonntagsarbeit nicht empfohlen worden, ganz gewiß nicht im 2. Teile.



Vom italienischen Kriegsschauplatz. Ein Maultier von der italienischen Alpenartillerie wird auf einen Felsvorsprung heruntergelassen. Die Gebirgsgegend macht es nötig, selbst die größten Schwierigkeiten zu überwinden, wie wir auch in unserem Bilde zeigen. Die Geschütze werden in den Alpen zerlegt und auf Maultieren transportiert. Nach englischer Darstellung.

Dies Wort heißt nach Ansichten, die sich in der reichsdeutschen Öffentlichkeit geäußert haben, durchaus nicht „Eiterbeule“, wie vielfach behauptet wird und wie auch die warme Freundin unseres Bauern meint, sondern soll „Schweinehund“ bedeuten oder etwas anderes Unflätiges.

Das Ergebnis der Untersuchung ist durchaus nicht einheitlich und noch nicht abgeschlossen. Vielleicht — nebenbei bemerkt — steht das Wort *boches* mit unserem *botschi* in irgendeinem Zusammenhang. Als die Schriftleitung die Übersetzung des Wortes nicht hinzufügte, tat sie das aus demselben Grunde, aus dem auch reichsdeutsche Zeitungen sich ähnlich benehmen. Diese Unterlassung ist der Schriftleitung von der Bauernfreundin schulmeisterlich verhoßen worden.

Da sich die Schriftleitung ihrer guten Absichten bewußt ist, zeichnet sie mit derselben Bescheidenheit wie die namenlose, aber zungenspitze Kritikerin als hochachtungsvollst ergebenste

warme Bauernfreundin.

Möglich ist, daß im 1. Teile, wo Verordnungen der Regierung und amtliche Erlässe bekanntgegeben werden, auch die Regierungsverordnung erschienen ist, wornach die Sonntagsarbeit in dringenden Fällen während der Kriegszeit gestattet ist.

Mit keinem Worte wurde aber von unserer Seite unserer Landbevölkerung die Arbeit am Sonntag nahegelegt.

Wir sind völlig einverstanden mit dem Volksfreund, daß die Sonntagsarbeit bei uns keine wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Unsere braven Frauen vom Lande haben wahrlich ihre Schuldbigkeit getan an den Werktagen in den langen und schweren 14 Kriegsmonaten. Körper und Seele braucht da noch mehr als in der gleichmäßigen Friedenszeit den Ruhetag, den Sonntag mit seiner Erholung und Erhebung in der Stille, mit seinem Gottesdienst, mit Gebet und Gesang und Gotteswort, daß die Gedanken frisch und munter, geduldig und treu bleiben. Der liebe Gott hat unseren in der Heimat gebliebenen Bauern und Bäuerinnen mit seiner Liebe und seinem Segen gar mächtig geholfen und ihnen warme

Sonnenstrahlen und Wind und Regen geschickt, die mehr leisteten, als tausend fleißige Menschenhände vermögen.

Aus Dankbarkeit zu Gott, aus Vertrauen zu ihm, wollen wir die Arbeit auf dem Felde am Sonntag ruhen lassen, auch wenn die Regierung sie für die Kriegszeit für manche Fälle erlaubt. Sechs Tage Arbeit, am siebenten ruhen! So wollen wirs halten und Gott dem Herrn die Ehre geben, der uns so sichtbar gesegnet hat draußen auf den Schlachtfeldern und daheim bei der friedlichen Arbeit.

Und nun zum Lebensmittelwucher! Unser Volksfreund sagt, daß der Zeitaufsatz von neulich besser ins S.-D. Tageblatt als Abwehr gepaßt hätte, wo er von denen gelesen worden wäre, die auch den Angriff gelesen haben. Denn jetzt bestünde die Gefahr, daß der Bauer erst recht einen Freibrief zu besitzen glaube zum wirklichen Lebensmittelwucher!

Und Wucher sei eine Sünde, auch wenn man sich auf Städter und wer weiß was für hohe Herrn und was für Kommissionen als Beispiele berufen könne.

Sind unsere Bauern denn wirklich so verdorben? Wir können nicht glauben, daß sie in dieser großen und schweren Zeit, wo unsere Brüder und Söhne und Väter ihr Leben lassen für Haus und Hof und Herd, für König und Vaterland, daß sie da nur an ihren Geldbeutel denken, an ein möglichst ausgiebiges Geschäft, an Schacher und Wucher. Gewiß, die Versuchung ist da, und so mancher erliegt der Versuchung. Aber der gesunde Sinn unserer Bauern weiß, entweder wir verlieren oder wir siegen. Wenn wir verlieren, dann kommt erst recht der Feind und nimmt uns unser Geld und Gut, obs wenig oder viel ist. Wenn wir siegen, dann gehen wir stets mit der Erinnerung umher, wie wir die Zeit der Prüfung und Heimsuchung verbracht haben. Wie sollten wir da unseren Kriegern in die Augen sehen, wie könnten wir da die Siege feiern, wenn unser Gewissen uns anklagte, daß uns mehr als alles andere unser Geschäft bedeutete, daß wir die große Zeit mit der Ausbeutung unserer Nebenmenschen ausgefüllt haben. Nein, so sind unsere Bauern gewiß nicht!

Es ist freilich eine betrübende Erscheinung, daß unsere Stadt Hermannstadt aus den Gemeinden unseres gesegneten Komitats nur wenig Korn austreiben kann und deshalb von der Kriegseinkaufsgenossenschaft das Mehl annehmen muß, das ihr von da gegeben wird. Nach dem Krieg wird hoffentlich eine sorgfältige Untersuchung angestellt, die nicht zu unsers Bauern Nachteil ausfällt.

Jedenfalls darf der Bauer seine etwaigen Sünden aber nicht mit den Sünden anderer zudecken! Das wäre ein Jammer, wenn bei den Anklagen des Wuchers die Städter auf die Bauern zeigten und die Bauern auf die Städter. Was hülfte es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!

Herzlichen Dank unserem Volksfreund, der zu dieser kleinen Aussprache, die nicht mißverstanden werden möchte, Anlaß gegeben!

Am Familientisch.

Soldatenabschied.

Laß mich gehen, Mutter, laß mich gehn!
 All das Weinen kann uns nichts mehr nützen;
 Denn wir gehn, das Vaterland zu schützen.
 Laß mich gehn, Mutter, laß mich gehn.
 Deinen letzten Gruß will ich vom Mund dir küssen:
 Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
 Tief im Herzen brennt das heiße Leben;
 Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
 Wir sind frei, Vater, wir sind frei!
 Selber riebst du einst in Kugelhüßten:
 Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Liebste, tröste dich; Liebste, tröste dich!
 Jetzt will ich mich zu den andern reihen,
 Du sollst keinen feigen Knecht dir freien!
 Liebste, tröste dich!
 Wie zum ersten Male wollen wir uns küssen;
 Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
 Und wenn wir für euch und eure Zukunft fallen,
 Soll als letzter Gruß zu euch hinüberschallen:
 Nun lebt wohl, ihr Menschen, lebet wohl!
 Ein freier Deutscher kennt kein kaltes Müßigen:
 Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!

Von einem Kesselschmied aus München-Glabach. Das Gedicht wurde von der „Frankfurter Zeitung“ am 14. August 1914 veröffentlicht. Es fand neulich den besonderen Beifall des deutschen Kaisers, als es von einem Landwehrlängerkhor im Pofener Königsschloß gesungen wurde.

Emanuel Geibel!

Am 17. Oktober 1915, am 100. Geburtstag des Dichters Emanuel Geibel wurde in seiner Geburtsstadt Lübeck eine große Gedächtnisfeier veranstaltet mit Reden, Liedern und Lorbeerkränzen am Grabe, mit einer zündenden Feier am Geibelplatz vor dem Denkmal des Dichters und mit einer Veranstaltung von Festliedervorträgen, wobei 650 Sänger unter der Leitung Schefflers aus Hamburg sangen. Die ganze Stadt war festlich geschmückt, besonders aber das Geburts- und Sterbehäus Geibels.

Und Emanuel Geibel verdient, daß sein Gedächtnis in Ehren gehalten wird, daß seine Werke leben und Früchte tragen.

Von ihm stammt das prophetische Wort, das er schon im Jahre 1858 geprägt hat:

Wenn verbündet Ost und West
 Wider dich zum Schwerte fassen,
 Wisse, daß dich Gott nicht läßt,
 So du dich nicht selbst verlassen.

Im kommenden geeinigten Deutschen Reich sieht er den Friedensstifter und Friedenserhalter:

Macht und Freiheit, Recht und Sitte,
 Klarer Geist und scharfer Hieb
 Hügel dann aus starker Mitte
 Jeder Selbstsucht wilden Trieb,
 Und es mag am deutschen Wesen
 Einmal noch die Welt genesen.

Und heute haben Ost und West sich verbunden, um in furchtbarem Ringen Deutschland und seine Freunde zu erdrücken. Aber voll Vertrauen in ihre gute Sache kämpfen „unsre“ Krieger einen unergleichen Heldenkampf.

Gebe Gott, daß wir bald zum siegreichen Ende des Krieges in Geibels herrliches Lied einstimmen dürfen, das er nach dem Tage von Sedan, am 3. September 1870, dichtete:

Nun laßt die Glocken
 Von Turm zu Turm
 Durchs Land frohlocken
 Im Jubelsturm!
 Des Flammenstoßes Beleucht facht an!
 Der Herr hat Großes
 An uns getan.
 Ehre sei Gott in der Höhe!

Ein Besuch in Belgrad.

Wir landeten am Saveufer und durchzogen die abendlich dunklen Straßen der Hauptstadt des Serbenvolkes. Traurig wirkte der Anblick der lichtlosen, menschenleeren Stadt, und durch die zertrümmerten Scheiben der Fenster sah man ins dunkle Innere der Häuser, in denen sich kein Leben regte. Im großen Parkterresaal des Hotel Bristol gewahre ich im Dunkeln einen einsamen Soldaten, der aus seiner Menageschale ist. Auf der Straße zieht eine lange Traintkolonne vorbei, vom Spiel einer einsamen Harmonika begleitet. An den Straßenecken stehen Gendarmen mit aufgepflanztem Bajonett und dichte Patrouillen eilen hin und her. An den verlassenen Läden, deren Scheiben zerschlagen sind, halten sie Wache. Viele Häuser tragen Aufschriften, wie: „Bin interniert, bitte nicht öffnen!“ oder „Bin Deutscher, bin interniert“ oder „Wohne drüben, bitte Schonung!“ Mancher Laden ist ganz leer. Nur eine Kaze hoch im schwarzen Fensterloch. Das große Hotel Moskwa steht verlassen da, die Marmortafeln an den Wänden sind vom Luftdruck zersprungen. Österreichisch-ungarische Offiziere halten hier Einkehr auf dem Wege zur Truppe. Plötzlich und unvermittelt wurde die Lebensader dieser Stadt durchschnitten, in jähem Schreck sind ihre Bewohner geflohen.

Bereinzelte Zivilleute wagten sich nach und nach auf die Straßen heraus, auf ihren Gesichtern lag die Trauer der Verlassenheit. Im großen Saal des Café Grand befanden sich nur zwei junge Leute beim Billard. Schweigen füllte den Saal. Stumm reichte mir die Wirtin Mokka, bei dem mir bald ein älterer, vornehmer Herr Gesellschaft leistete. „Wir wissen,“ sagte er, „daß wir zugrunde gehen müssen. Es gibt kein Entrinnen. Seit König Milan gestorben ist, geht es abwärts mit uns . . .“ und tief traurig versinkt er in Brüten. Er liebt sein Vaterland, das sterbende Serbien.

Ich wandere durch die Straßen, die arg zerschossene Srijemska hindurch, und von der Kelyna hinunter sehe ich die gesprengten Brücken im Wasser. Manchmal ist von einem ganzen Hause nur eine rauchgeschwärzte Wand übrig geblieben. Manchmal erscheint ein Haus wie mitten durchbrochen, in den Spalten der Stockwerke hängen Betten.

Ich besuchte auch den Konak. Ein wirres Durcheinander herrscht in den königlichen Sälen, und im Vestibül sind haufenweise die Bücher der Bibliothek Zar Alexanders aufgeschichtet. Moderne Werke und alte Schmöcker in kostbaren Einbänden. Was wertvoll war, wurde auf der Flucht mitgenommen. Am Eingang zur Kalimegdanstraße befindet sich ein Depot erbeuteter Waffen. Oben sehen wir die gedeckten Artilleriestellungen. Vom Turme aus bietet sich ein herrlicher Ausblick: Drüben Semlin, hier unten die große Kriegsinself, rechts gegenüber die Koscharainself, von der aus der Übergang begann. Die Schlepper ziehen unter Rauchschwaden über die Donaufluten. Seitwärts ruhen die Monitore. Unten herrscht rege Tätigkeit. Dampfer landen, Holz, Pferde und Vieh werden ausgeladen, Brücken werden gebaut, links aber im Blauen der Ferne erhebt sich der Avala Berg, hinter dem ununterbrochen die Zyklopenhämmer unserer schweren Geschütze dröhnen.

Aus dem „Fremdenblatt“.

Kriegsallerlei.

Rettung zur rechten Stunde.

Vor einiger Zeit beobachtete ein Jäger in der Gegend von Bruchsal einen Habicht, der eine Taube geschlagen hatte. Bei diesem Mahle wurde der Raubvogel durch den Jäger gestört und mußte sein leckeres Mahl im Stiche lassen. Als sich der Jäger die zurückgelassene Taube näher besah, machte er die Entdeckung, daß es eine Briestaube war, welche eine wichtige Nachricht bei sich trug. Ein Flugzeug war durch Versagen des Motors gezwungen gewesen, auf dem Meere niederzugehen und hatte die Taube mit der Bitte um Hilfe fliegen lassen. Sofort eilte der Jäger zum nächsten

Telegraphenamt, gab Mitteilung nach Wilhelmshaven und hatte nun die große Freude, von dort die Nachricht zu erhalten, daß infolge seiner Meldung die Bergung des Flugzeuges und die Rettung der Besatzung möglich gewesen sei.

Wie lange noch?

Beresowka, 7. April 1915.

„Wie lang ist's her, zu Weihnachten,
Wir saßen unterm Lichterbaum.
Was damals wir erhofften, dachten,
Ein Trugbild war's, ein schöner Traum.
Schön war's, die Kameraden sangen
Und meinten, Friede wird nun doch.
Heut' sind wir immer noch gefangen,
Wie lange noch? Wie lange noch?“

Ein Weilchen noch, ein kleines Weilchen,
Dann grünt's und sprießt's im Heimatland,
Schneeglöckchen, Himmelschlüssel, Weilchen,
Erblüht an jedem Wiesenrand.
Das Osterfest! Auch dies verbringen,
Wir wieder unter fremdem Joch.
Wie lange noch? Wie lange noch?“

Ein Weilchen noch in Grün und Blüten,
Steht prangend dann die Heimatflur.
Das Pfingstfest naht mit Riesenschritten,
Strebt zur Entfaltung die Natur;
Des Sommers üpp'ge Pracht entschwindet
Vorbei, auch diese Hoffnung trog,
Und niemand, niemand der uns kündet,
Wie lange noch? Wie lange noch?“

Tiroler Kaiserjäger aus dem Siebenbürger Sachsenland, am 7. September 1914 verwundet und in russische Gefangenschaft geraten.

G.-D. L.

Amerikanisches Kriegs-ABC.

(Aus der „Newyorker Staatszeitung“.)

Amerika ist's einerlei, es macht ja ein Geschäft dabei.
Belgien ist ein Fremdenort: es sind jetzt viele Deutsche dort.
Calais das liegt ganz nah' am Meer, England gib't's nicht gern mehr her.
Deutschland sollte Prügel kriegen, vorläufig tut's noch — oben liegen.
Englands Söhne zieh'n ins Feld, aber nur für schweres Geld.
Frankreich jede Schlacht gewinnt, denn was Havas sagt, das stimmt.
Goldstücke liebt ein jeder sehr, Papiergeld aber sieht man mehr.
Hotels bringen viel Gewinn, doch sind jetzt keine Leute drin.
Italien ist ein armes Land, die Treue ist dort unbekannt.
Kosak zu sein, das war sehr schön — in Döberitz ist's nicht angenehm.
Lausig sind die Zeiten immer, jetzt aber sind sie noch viel schlimmer.
Maulhelden haben ihren Reiz — man find't sie auch in Spitteler's Schweiz.

Niezsche, dieser deutsche Mann, ist an allem schuld daran.
Ostpreußen ist jetzt wieder rein, der Hindenburg macht so was fein.
Przemysl spricht sich nicht leicht aus, die Russen sind längst wieder 'raus.
Quark nennet man mit vollem Recht, was Bierstrategen ausgeheckt.
Rußland walzte vor ein Stück, nachher walzte es zurück.
Serbien ist ein kleines Land, dieses wäre keine Schand.
Turkos kämpften diesen Winter vorneweg, England dahinter.
U — auf deutsch ein Taucherboot bringt dem Feinde schwere Not.
Vögel fliegen viele heute, Bomben werfend auf die Leute.
Weiber heißen — auch die netten — wenn sie kämpfen: Suffragetten.
X-Beine hat so mancher Held, deswegen muß er doch ins Feld.
Ypern ist den Deutschen nützlich — drin zu sein ist jetzt sehr kitzlich.
Zeppelin löscht mit Gebraus in Paris die Lichter aus. . . .

Wochenschan.

Der Bierverband hat böse Tage. Was er mit viel Mühe aufgebaut hat, bricht unter den gewaltigen Schlägen der deutsch-österreichisch-ungarischen und bulgarischen Heere auf dem Balkan zusammen. Die Staatsmänner von Rom und Paris, London und Petersburg steigen nacheinander oder auch zugleich ins Krankenbett, um unangenehmen Sitzungen aus dem Wege zu gehen. Delcassé hat eine Furunkel bekommen und das Amt als Minister des Äußern niedergelegt. Sonnino sollte durchsetzen, daß die Italiener Truppen auf den Balkan schicken, denn sie wären die nächsten dazu, da wurde er unwohl. Die italienischen Zeitungen, die seinerzeit so glutvoll zum verräterischen Krieg geheßt hatten, haben auf einmal das Gedächtnis verloren. Italien konnte seinerzeit nicht dulden, daß Serbien zerkleinert werde, daß unsere Monarchie auf dem Balkan sich vergrößere usw. Um Serbiens willen, um des Balkans willen ist unser ehemalige Dreibundsfreund in den bodenlosen Verrat eingegangen. Nun, wo es gilt, dem serbischen Bruder, dem Schützling von Belgrad, Kragujevac und Nisch in seinem Verzweiflungskampf „treu und ehrlich“ beizustehen, schicken die italienischen Staatsmänner und Zeitungsschreiber große Reden und Aufsätze in den Balkankrieg als ihren Teil. Es ist ein Jammer, wie die Treue und Brüderlichkeit sich beim Bierverband offenbart. Einer hat den andern getäuscht, einer den andern vorgeschickt. Jetzt, wo aus Serbien erschütternde Hilferufe ertönen, kann Rußland auf einmal keine Truppen entbehren, England versucht aus Indien zusammenzuraffen, was noch zu haben ist, da es seine Keger in Südafrika im eben stattfindenden südafrikanischen Wahlkampf zur Niederhaltung der Buren braucht. Frankreich hat halb Nordafrika aufgeboten und aus dem europäischen Lande seine Blüte drangeseht. Jetzt ist's am Ende seiner Kräfte. Unter solchen Umständen gibt es viel Aufregung und Ratlosigkeit, viel Krankheit und Bestürzung in den Regierungskreisen des Bierverbands. Und an scharfer Kritik, an schneidendem Hohn fehlt's natürlich auch nicht. In England, Frankreich und Italien äußern sich vertraulich-öffentlich allerlei unzufriedene Stimmen und greifen die verantwortlichen Staatsmänner an. Besonders Grey muß viel ausstehen. Aber er mag nicht gehen, weil sein Fall wahrscheinlich auch den Sturz Sazonows in Petersburg und Vivianis in Paris zur Folge haben dürfte. So begrüßen sich denn diese großen Männer drahtlich, sprechen sich gegenseitig das Vertrauen aus und versuchen sich, so gut es geht, aneinander zu stützen. Ein Däne aber schrieb im „Köbenhavn“ am 10. Oktober, daß Frankreich vor allem geistige Munition nötig habe. An Schimpfworten habe sich die dortige Presse erschöpft, man sei damit am Ende. „Mein Eindruck von der französischen Presse ist vielfach der gewesen, daß die Leute einen Sonnenstich haben. Maeterlinck, d'Annunzio und Kipling sind nach Ansicht des Dänen „Tiger für die Seele ihres Volkes“ gewesen, während die französischen Gelehrten und Zeitungsschreiber mehr „frisierte Schafe“ seien, „die sich als Löwen geben“. Das sind harte Urteile, die aber verständlich werden, wenn man sich daran erinnert, was in unseren Landw. Blättern neulich unter der Aufschrift „Schäbige Feinde“ zu lesen stand.

Während sich die Bierverbändler beraten, wer auf dem Balkan vorangehen solle, da das griechische „Hilfsvolk“ sich nicht unvorsichtiger als das portugiesische benehmen will und Rumänien auch weiterhin wie der junge, brave Erbe auf den Tod der reichen Tante wartet, haben die Bulgaren, von Egri-Palanka vordringend, 2000 Gefangene gemacht und 12 Geschütze erbeutet, Stracin, Kumanowo und Ustüb — wie es scheint — unter den Augen ihres Königs Ferdinand erobert und weiter südlich Kotschana, Jstip und Köprülü (Weles) besetzt. Damit ist die wichtige Saloniki—Nischer Bahn auch im Süden im Besitz der Bulgaren. Ja auch an der griechischen Grenze bei Balanovo ist diese Bahn offenbar den Serben entrissen worden, trotz ihres hartnäckigen Widerstandes und trotz französischer Hilfe.

Bei Köprülü sucht an der Seite der Bulgaren türkische Reiterei. Von Branja dringen bulgarische Truppen nach Nord-

osten vor. Ruzewatsch, Bajetschar und Pirov sind hart bedroht und fallen vielleicht bis zum Erscheinen dieser Zeilen in die Hände der siegreichen Bulgaren. Von Negotin sind die Bulgaren vor einer Woche bis nach Prachovo (russisches Lager mit Schießbedarf) gelangt, während Gallwitz nach Besetzung von Tetia, die Orte Kladowo und Palanka an der Donau einnahm. Damit ist die Vereinigung deutscher und bulgarischer Streitkräfte an der serbischen Donau und die Abschließung Serbiens von Rumänien entschieden. Gallwitz stand am 25. Oktober am oberen Peflusse, sodann bei Kanovac und in Petrovac (600 Gefangene), während Kóveß nach Überwindung der Grozta-Avala (15 Offiziere, 2000 Mann) und Kosmajstellung Arangelovac erobert hat. Schabaz fiel vor etwas mehr als einer Woche in unseren Besitz und auch Baljevo ist besetzt worden. Serbiens Schicksal erfüllt sich! König Peter hat erklärt, daß er den Zusammenbruch seines Reiches nicht überleben werde. Dafür hat König Ferdinand von Bulgarien in einer Ansprache an seine Heere einen frohen Ausblick in die Zukunft getan, die Erfüllung der bulgarischen Wünsche verheißen und das baldige Ende des großen Krieges angekündigt. Die tapferen Bulgaren werden voraussichtlich rasch an das Ziel ihrer Wünsche gelangen. Hoffentlich wird die Entscheidung auf dem Balkan auch für den ganzen großen Krieg das Zeichen zum Ende geben!

Italien hat einen neuen allgemeinen Angriff am Isonzo und an der übrigen Front mit starken Kräften und mit großem Geschützfeuer begonnen. Stellenweise dauerte die artilleristische Vorbereitung 50 Stunden. Unsere heldenmütigen Truppen haben überall standgehalten in diesem Ringen, das mit beispielloser Erbitterung tobte. Bloß auf einem Teile der Tiroler Front mußten sich unsere Truppen von den Vor- auf die Hauptstellungen zurückziehen.

In Frankreich gab es erfolglose feindliche Angriffe bei Souchez und lebhafteste Fliegerkämpfe. Ein englischer Flieger stürzte bei St. Quentin ab, ein anderes englisches Flugzeug fiel bei Middelkerke. In der Champagne machten die Deutschen eine erfolgreiche Streifung (4 Offiziere, 364 Mann, 3 Maschinengewehre, 3 Minenwerfer und viel Gerät).

Im Osten erstürmten die Deutschen südlich von Riga mehrere Stellungen und erreichten die Düna östlich von Bertovits bis Bersemünde. (1 Offizier, 1725 Mann, 6 Maschinengewehre). Westlich von Dünaburg wurde Flugt erstürmt (18 Offiziere, 3700 Mann, 10 Maschinengewehre und 1 Minenwerfer). Bei Smolvy (südlich von Dünaburg) wurde durch ein deutsches Kampfflugzeug ein französischer Doppeldecker zum Niedergehen gezwungen, der mit einem englischen Maschinengewehr ausgerüstet war und von einem russischen Stabshauptmann geführt wurde.

Die Russen landeten schwache Kräfte an der Nordwestspitze von Kurland bei Domesnäs, die sie vor den herannahenden deutschen Truppen wieder einschiffen.

Prinz Leopold v. Bayern kämpfte östlich von Baranowitsch (18 Offiziere, 1740 Mann).

Linsingen hatte am Styr und Kormin heftigen Angriffen zu begegnen. Gegenüber starken russischen Kräften ging eine deutsche Division zurück, wobei 6 Geschütze verloren wurden. An der Butilowka wurde ein russischer Panzerzug mit einer Granate getroffen und 2 Maschinengewehre, zahlreiche japanische Handfeuerwaffen, viel Schießbedarf und Kriegsgerät erbeutet.

Linsingens Truppen machten vom 18.—24. Oktober 21 Offiziere, 4300 Mann zu Gefangenen und eroberten 8 Maschinengewehre. Die heftigsten Kämpfe spielten sich bei Czartorjisz, Komarow, Kolki und Masailowka ab. In einem dieser Kämpfe haben die Deutschen 6 Geschütze preisgeben müssen.

Eine betrübende Nachricht kommt von der Ostseeküste: Vor dem kurländischen Hafen Libau hat ein feindliches Tauchboot den deutschen großen Kreuzer „Prinz Adalbert“ versenkt. Er ist 1901 von Stapel gelaufen, hatte 9000 Tonnen und fast 600 Mann Besatzung, von der nur ein kleiner Teil gerettet werden konnte.

Am 21. Oktober wurde vom deutschen Kaiserhause und dem deutschen Volk eine bedeutsame Erinnerungsfeier still und würdig begangen. Am 21. Oktober 1415 haben die märkischen Stände dem neuen Kurfürsten von Brandenburg, dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg gehuldigt. 500 Jahre sind seither vergangen, in denen das Haus Hohenzollern sich durch gewaltige und schwere Stürme emporgerungen hat zur Führung des stolzen Deutschen Reiches.

Der große Kurfürst Friedrich Wilhelm, König Friedrich der Große, Wilhelm I., der erste Kaiser des neuerstandenen Deutschen Reiches und der jetzige Herrscher Wilhelm II. sind Männer, die das Schicksal des Hauses Hohenzollern in diesen 500 Jahren verkörpern.

Und heute, wo Habsburg und Hohenzollern zusammenstehen in einem Krieg sondergleichen, scheint sich eine neue große Zeit vorzubereiten, in die das deutsche Volk und seine Verbündeten mit Gottvertrauen zukunftsroh hinausblickt. Mag es die Zeit eines schönen und gesicherten Friedens auf glänzender und verantwortungsvoller Höhe sein.

Während Habsburg und Hohenzollern einen schweren Daseinskampf für ihre Länder und Völker mit diesen vereint durchzuführen, scheint der Vierverband in immer heitere Lagen zu geraten.

In Frankreich gelingt es zunächst nicht, einen passenden Nachfolger für Descaffee zu finden. Angeblich muß man sich nach neuen Männern mit neuen Plänen umsehen. Diese neuen Pläne können aber sehr wohl eine Verständigung mit Deutschland bedeuten, nachdem alle die ungeheuren Anstrengungen zur Zurückdrängung der Deutschen aus Frankreich vergeblich gewesen sind. Wenn es wahr ist, daß sogar der englische König nach Frankreich gereist ist, dann läßt das tief blicken und vieles vermuten. Vielleicht ist der Friedenswille in Paris schon so mächtig, daß kein geringerer als der König von Großbritannien sich aufmachen muß, um zu weiterem Ausdauern zu ermuntern.

In Italien will man „geschlossene“ Kammeritzungen ab-

halten, weil besonders die sozialistischen Parteien das verlangen, die vom Anfang an für den Krieg nicht begeistert waren.

Serbien kann nicht mehr lange widerstehen, da ihm der Weg nach Griechenland fast ganz und nach Rumänien ganz versperrt ist. Es bleibt ihm nur noch der Rückzug nach Montenegro und Albanien, falls es nicht vorzieht, sich zu ergeben. Griechenland und Rumänien haben — wie es heißt — erklärt, daß sie nur dann für den Vierverband eingreifen, wenn dieser ein Heer von 300 bis 400.000 Mann auf dem Balkan gelandet habe. Bis dahin aber kann noch ein Weilchen vergehen. Driht Serbien vorher zusammen, dann ist aller Liebe Müß' umsonst.

Bücherschatz für das sächsische Dorf.

Der Krieg. Illust. Chronik des Krieges 1914/15. Franckscher Verlag, Stuttgart. Von diesem Kriegsbuch erscheinen monatlich zwei Hefte zum Preise von je 30 Pfennigen. Die Verlagsbuchhandlung hat auch für die Herausgabe des Werkes in Halbbänden (4 Hefte enthaltend zu je 1 M) und in ganzen Bänden (8 Hefte) gesorgt. Der 3. und 4. erschienene Halbband rechtfertigt die bisherige Empfehlung. Die lebensvollen Darstellungen der großen Ereignisse auf den Schlachtfeldern, die kernige Zeichnung der hervorragenden Staatsmänner und Heerführer von Freund und Feind, die wertvollen Berichte vom Luft- und Seekrieg, der vorzügliche Widderschmud und die ausgezeichneten Relieftarten sind eine würdige Fortsetzung der beiden ersten Halbbände, die durch ihre Gediegenheit erfreut haben.

Die Relieftarten erscheinen auch abgefordert zum Preise von je 25 Pfennigen. Die zuletzt herausgegebenen Karten (Nr. 34—38) stellen das polnische Kriegsgebiet dar, Nr. 39 das Kampfgebiet um Arras und Lille, Nr. 40 den neuen Kriegsschauplatz im Osten (Riga bis Kiew), Nr. 41 den Raum Kiew-Deffa und Nr. 42 das serbisch-bulgarische Grenzgebiet.

Kauf und Verkauf.

Diese Abteilung steht nur Mitgliedern zur Verfügung. 2 Druckzeilen (zirka 16 Worte) kosten für eine einmalige Anzeige 50 Heller, jede weitere Zeile (zirka 8 Worte) 25 Heller mehr. Betrag in Briefmarken mit dem Auftrag an W. Krafft, Hermannstadt, einlösend.

Kleesamen, Hanfsamen und Sonnenblumenkerne kauft jede Menge die Verkaufshalle in Hermannstadt. 8094 2-2

Importierter Simmenthaler Stier, sprungfähig, 20 Monate alt, ist um den Preis von 2000 Kronen zu verkaufen bei Daniel Schenn in Reppendorf Nr. 377. 8093

Jeder Landwirt

muß sein Vieh pflegen. Mit Säufen be-
lastetes Vieh ist minderwertig. Man ver-
2818 lange nur Welcher's 42

Viehwaschseife „Purator“
Anwendung einfach, voller Erfolg garantiert.

5 1/2 bzw. 6%

Zinsen zahlt für Spareinlagen vom
3088 Tage der Einlage der 3-3

**Reussmärkter Spar- und
Vorschussverein.**

Dasselbst werden auch Zehnungen für die
= III. Kriegsanzleihe entgegengenommen. =

Hochwertiges Schmieröl

für Dreschmaschinen - Lokomobilen, Diesel-, Benzin-,
Rohöl- und Sauggasmotoren überhaupt für höchste
Beanspruchungen liefert prompt und billig 9-10

BRÜDER SCHIEL, Maschinenfabrik, Kronstadt.

Kaufe jeden Posten 8099

**Hantsamen, Glanz, Hirse,
Raps, Leinsamen.**

Offerte sind zu richten an Anton
Wolfrum, Teplitz, Böhmen

19 jährige Heftauerin, treu und
fleißig, mit gutem Schulzeugnis,
sucht Stellung als 8:97

Verkäuferin

(Anfängerin) in Stadt oder Land.
Mit Kost und Quartier erwünscht.
Adresse: Mithi Herbert, Heitau 400.

5 HELLER

kostet eine Postkarte, mittelst wel-
cher Sie über Ver-
langen meinen
Hauptkatalog mit
4000 Abbildungen
umsonst u. portofrei
erhalten.



Erste Uhrenfabrik
Hanns Konrad

k. u. k. Hoflieferant in **BRÜX**
Nr. 883 (Böhmen).

Nickel-Ankeruhren K 3.80, in besserer
Qualität K 4.20, in Alt Silber-Metall-
Rokoko-Gehäuse K 4.80, mit Schmelzer
Ankerwerk K 5.-, Kriegs-Erinnerungs-
uhr K 5.50, Radium-Taschenuhr K 8.50,
2885 Nickelwecker K 2.90. 13-26
Versand per Nachnahme. Kein Risiko!
Umtausch gestattet oder Geld retour.

Hausgarne

werden tadellos und billigst im
Lohne gewebt in der königl.
Landesstrafanstalt. Ebenso sind
die dort erzeugten, dauerhaftesten
und billigsten Handtücher, Lein-
tücher, Tischzeug, fertige Schürzen,
Bettdecken, Vorhänge u. dgl. farb-
und waschechte

Webwaren

prompt erhältlich.
Man versäume nicht franko
Offerte oder Musterendung zu
verlangen von 2797 48-50

**Georg Lingner, Webfabrik,
Nagyenyed (Siebenbürgen).**

Die Genossenschaftsbank als A.-G.

in Elisabethstadt

übernimmt

Spareinlagen

zu den günstigsten Bedingungen.

Postsparkassenerlagscheine zur portofreien Kinsahlung
stehen kostenlos zur Verfügung. 2814 44

== Die Kapitalzinsensteuer zahlt die Bank. ==

Herausgegeben von der Oberverwaltung des Siebenbürgisch-sächsischen Landwirtschaftsvereines.

Schriftleitung: Rudolf Brückner; für den unterhaltenden Teil: August Schuler. — Druck und Verlag: W. Krafft in Hermannstadt.